

## Meine zwei Leben

Als ich vor dem Eingang stehe, ist der ganze Mut plötzlich weg. Wie oft habe ich es durchgespielt, immer wieder überlegt, mich gefragt und schließlich eine klare Antwort gefunden: Ja, es ist wirklich nötig.

Ich muss ja auch. Wenn da jetzt nur nicht diese Angst wäre.

Ein paar Treppenstufen hinunter bis zur Tür, nein, lieber die Rampe rechts, für Rollstuhlfahrer, die führt im Halbkreis, dauert zehn Sekunden länger. Es wird schon langsam dunkel. Drinnen brennen Neonröhren, die leuchten jeden Quadratzentimeter aus. Die Decke hängt tief, ich könnte sie berühren. Zwei Gänge, nach links und geradeaus, ein Fahrstuhl, einzelne Sitze, lederbezogen. Da könnte ich mich hineinfallen lassen.

Es ist nicht so, dass die Angst mein Herz rasen ließe. Aber meine Beine wollen nicht. Jeder Schritt strengt mich an, als ob das hier durch Morast ginge und Schlamm meine Füße festsaugte.

Der Gang nach links, unendlich weit, mehr als hundert Meter lang, keine Türen. Meine Geschwindigkeit beträgt ungefähr einen Stundenkilometer. Ohne dass ich es möchte, blitzen Momente meines Lebens auf. Schöne Augenblicke kommen mir in den Sinn, aber auch Dummheiten. Entscheidungen mit fatalen Folgen.

Die werden dir helfen, sage ich mir deshalb, die verstehen ihr Handwerk, egal, ob es deine eigene Schuld ist, dass du

jetzt hier bist. Die werden dir helfen. Ich wiederhole den Satz in meinem Kopf, einmal, zweimal, zehnmal, wie eine Übung im Studio. Die werden dir helfen!

Eine Frau nähert sich mir, eine Ärztin, sie geht vorbei. Weg ist sie. Dann stehe ich in einer kleinen Halle. Die Plastische Chirurgie liegt im zweiten Stock des Elisabeth-Krankenhauses in Recklinghausen-Süd. Ich bin an meinem Ziel angelangt. Aber ich kann noch umkehren.

Auf der Station redet eine Schwester mit Kolleginnen, sie scheint einen Witz zu machen, die anderen lachen. Ziemlich attraktiv ist die, schwarze Löckchen, schulterlang, ein Körper mit Kurven. Aber wie stehe ich vor ihr da? Sie kommt, lächelt, zeigt mir mein Zimmer. Ein Dreibettzimmer, ich bin der einzige Patient.

Ein Arzt erscheint, der Anästhesist. Er redet lange und legt mir ein paar Zettel hin, zum Durchlesen. »Bis morgen«, verabschiedet er sich.

Ich bin nicht verwöhnt, kein Durchschläfer; in der Regel wache ich mehr als ein- oder zweimal auf. Aber die Nacht läuft selbst für mich bescheiden.

Am nächsten Morgen ist er da, der zwölfte Februar Zweitausendzwei. 12. 2. 2002, eine Eins, zwei Nullen und vier Zweien, ein besonderes Datum. Ein besonderer Tag. Die Schwester hat mir Thrombosestrümpfe und einen Kittel hingelegt. Lange weiße Strümpfe und ein dünnes Stück Stoff – habe ich jemals lächerlicher ausgesehen? Und habe ich mich jemals schlechter gefühlt? Sie kommt und schiebt mich in Richtung Operationsaal.

Ich will nichts sehen, die Augen halte ich geschlossen. Ich schwitze. Ich schäme mich. Weil ich schwitze und weil ich das Gefühl habe, einen erbärmlichen, unwürdigen Eindruck zu machen. Die Schwester sagt noch etwas, der Assistenzarzt auch, ein junger, kerniger Typ, dreißig Jahre vielleicht. Dann übernimmt der Anästhesist.

Sie schneiden mir meine Brüste weg. Brüste! Die mir, einem Mann, gewachsen sind. Die meinen Oberkörper verschandeln, meine ganze äußere Erscheinung. Diese Erscheinung, sie war mir lange, lange Zeit unfassbar wichtig gewesen. Sie stand im Mittelpunkt meines Denkens und meines Handels. Dann bekam ich Brüste, als wäre ich ein vierzehnjähriges Mädchen.

Das Letzte, was ich denke, ist Zukunft. Dass ich mich besser fühlen werde, wenn das alles hier vorbei ist. Wenn diese Operation geglückt ist, ein Eingriff, den man als Schönheits-OP bezeichnet, obwohl es für mich um so viel mehr geht. Wenn diese beiden Brüste weg sind, die mir gewachsen sind, diese grauenvollen Hautlappen, sicher so schwer wie zwei Steaks. Schlaff und traurig hängen sie nach unten, hässlich und gefährlich. Sie sind Symbole für das, was ich getan habe. Und wenn diese gottverdammten Brüste erst mal weg sind, dann werde ich ein neues Leben anfangen. Ich werde meine Vergangenheit nicht ausradieren, ich werde sie benutzen. Aus dem Doper, der stark aussieht, soll ein Mann werden, der stark ist.

Mein erstes Leben soll endlich enden. Ich bin sechsunddreißig Jahre alt und ziemlich lange in eine Richtung gelaufen. Am Ende waren mein Herzrhythmus gestört und meine Magenschleimhaut chronisch entzündet. Depressionen griffen meine Psyche an, tun es immer noch. Mein Körper, der mein ganzer Stolz war, mein Ein und Alles, ruft nur noch Mitleid hervor.

Ich habe Kraftsport betrieben und gedopt – und teuer dafür bezahlt. Mein Weg ist einer, den Hunderttausende gegangen sind und den Hunderttausende noch immer gehen, einige schon mit sechzehn, andere mit Anfang zwanzig, manche noch mit über vierzig. In Zukunft sollen es weniger sein. Diesem Ziel möchte ich mein zweites Leben widmen.

Dieses Viertel von Köln ist keine schöne Gegend, aber es gibt viele Ecken in Deutschland, die so aussehen. In denen die Jungs so aussehen. Einige sind noch schwächlich, Kinder fast. Andere stecken tief in der Pubertät. Sie ringen um Härte, alle, sie wollen stark sein. Im Nebenraum stehen Trainingsgeräte. Einige in diesem Jugendzentrum in Köln sind schon kleine Brecher, ihr Kreuz ist breit, die Schultern rund. Der Pulli vor der Brust spannt, das soll er auch. Ein bisschen Brecher muss man sein, sagen sie, sonst gilt man nichts, und es gibt zu schnell was auf die Schnauze. Muskeln also als Mittel zum Respekt? So ist das, sagen sie.

Ich stehe vor ihnen und hebe das Bild eines Kraftsportlers hoch, braun die Haut, blondiert die Haare, mächtig die Muskeln. Der Typ spannt an, was er hat, und er hat einiges. Die Jungs gucken, beeindruckt. Dieser Typ, zum Poster vergrößert, er kommt ihnen ziemlich ideal vor. Der Typ bin ich.

Man kann jetzt Anerkennung in ihren Gesichtern sehen – und Gier. Ja, einige sind gierig. Das Foto des Muskelmanns fixt sie an. Keiner meldet sich, als ich frage, ob einer Anabolika nimmt. Hat man ihnen schon mal was angeboten? Kennen sie Leute, die was verkaufen? Da nicken die meisten. Später, auf der Toilette, finde ich eine Spritze und eine leere Ampulle.

Ich bin da, wo Muskeln die Währung sind, mit der man sich Anerkennung und Selbstwertgefühl kaufen will, und eine Versicherung, nicht unter die Räder zu kommen. Mit Muskeln ist man kein Opfer.

Diese Jungs, von denen die meisten es wohl nicht allzu leicht haben werden in ihrem Leben – sie sind nicht die Einzigen, die ihren Körper biochemisch aufrüsten. Es gibt Feuerwehrleute und Polizisten, Soldaten und auch Manager, es gibt Schüler und Studenten und Justizvollzugsbeamte, die stoffen. Kaum einer von ihnen wird den Nebenwirkungen

der Mittel entgehen, die sie schlucken oder spritzen. Die Jungs im Jugendzentrum haben ebenfalls gute Chancen, sich mit den vermeintlichen Muskelmachern kaputtzumachen. Ich bin an der Dopingfront. Ich bin da, wo ich hinwollte.